

JOHN MADDOX ROBERTS

Das Orakel des Todes

Buch

49 v. Chr.: Am Golf von Neapel genießt Decius Caecilius Metellus die Gastfreundschaft eines reichen Freundes. Um seinen vornehmen Gast zu unterhalten, lädt dieser ihn ein, das sagenumwobene Orakel der Toten in Baiae zu besichtigen. So macht sich eine kleine Gesellschaft auf zu dem Apollo-Tempel, hinter dessen Mauern es einen geheimen Tunnel ins Erdinnere gibt. Vor den Besuchern erstreckt sich eine spektakulär schöne Landschaft, und man besichtigt den griechischen Tempel, von dem aus man einen herrlichen Blick auf die Insel Capri genießt. Dann verlässt die Besucherschar das helle Tageslicht und steigt hinab in den Tunnel, der gleich hinter dem Tempel beginnt und zu einem Fluss mit kochend heißem Wasser führt. Durch winzige, von Dampf erfüllte Gänge geht es hinab in einen imposanten, aus dem Felsen gehauenen Raum. Doch Decius bleibt wenig Zeit zum Staunen: Zu seinem Entsetzen beobachtet er, wie ein menschlicher Körper aus der Tiefe des Flusses an die Oberfläche steigt. Es ist die Leiche von Eugaeon, dem Priester des Tempels. Als die Bewohner der Gegend von dem Unglück erfahren, sind sie bestürzt. Sie halten den Tod des Priesters für eine Warnung der Götter. Doch Decius glaubt nicht an Übernatürliches, er vermutet ein Verbrechen mit einem sehr diessseitigen Motiv ...

Autor

Der in Ohio geborene John Maddox Roberts machte sich zunächst als Autor von Science-Fiction-Romanen einen Namen, bevor er mit seinen historischen Kriminalromanen aus dem alten Rom SPQR eine neue Fangemeinde eroberte. John Maddox Roberts lebt mit seiner Frau in New Mexico.

Von John Maddox Roberts außerdem bei Goldmann lieferbar:

SPQR I: SPQR (55224) · SPQR II: Die Catilina-Verschwörung (55313) · SPQR III: Der Frevel des Clodius (41450/55199) · SPQR IV: Der Musentempel (55358) · SPQR V: Tödliche Saturnalien (55379) · SPQR VI: Tod eines Centurio (42760) · SPQR VII: Der Fluch des Volkstribun (43190) · SPQR VIII: Die Rache der Flussgötter (43636) · SPQR IX: Die Schiffe der Kleopatra (44118) · SPQR X: Im Namen Caesars (44517) · SPQR XI: Mord am Vesuv (44773)

John Maddox
Roberts

Das Orakel
des Todes

Ein Krimi aus dem alten Rom

Aus dem Amerikanischen von
Bärbel und Velten Arnold

GOLDMANN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SG5-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher aus dem
Goldmann-Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Oktober 2005

Copyright © der Originalausgabe 2005 by John Maddox Roberts

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by arrangement with John Maddox Roberts

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Claude Lorrain

Redaktion: Tina Schreck

JE · Herstellung: MW

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3 442 45685 1

www.goldmann-verlag.de

Kapitel I

Zum ersten Mal hörte ich während meines Amtsjahrs als Praetor von dem Orakel der Toten. Ich war Praetor peregrinus, reiste in ganz Italia umher und verhandelte die Gerichtsfälle, in die Ausländer involviert waren. Es war eine überaus angenehme Art, ein Amtsjahr zu verbringen, die mir vor allem erlaubte, mich außerhalb Roms aufzuhalten, wo sich die Dinge in jenem Jahr zunehmend hässlich entwickelten. Einen Großteil des Jahres verbrachte ich in und um Baiae, und zwar zum einen, weil mir in der Nähe eine Villa zur Verfügung stand, zum anderen, weil Baiae eine sehr angenehme Stadt ist, und ich weitgehend tun und lassen konnte, was ich wollte.

»Es ist nicht weit von hier«, erklärte mir Sextus Plotius. Er war Vorsteher des Collegiums der Bronzegießer und zudem ein in der Stadt sehr bekannter Eques. Was jedoch das Wichtigste war: Er servierte den besten Chios-Wein, den ich je getrunken hatte. »Es war schon immer da«, fuhr er fort, »vielleicht stammt es sogar noch aus der Zeit der Ureinwohner. Wie es heißt, haben sowohl Odysseus als auch Aeneas das Orakel konsultiert.«

Baiae ist, wie könnte es anders sein, nach seinem Gründer Baios benannt, dem Steuermann des Odysseus. Jede zweite Stadt, in der ich gewesen bin, Rom eingeschlossen, beruft sich darauf, von einem Veteranen des Trojanischen Krieges gegründet worden zu sein, oder zumindest von einem direkten Nachfahren irgendeines Veteranen. Das kann eigentlich gar nicht sein, denn wenn man Homer Glauben schenkt, gab es während des Trojanischen Krie-

ges so viele Tote, dass kaum so viele Stadtgründer überlebt haben dürften.

»Wie schön!«, rief Julia erfreut. »Können wir es besuchen?« Meine Frau zeigte deutlich mehr Interesse für religiöse Angelegenheiten als ich. Ich hatte bereits die ebenfalls in der Nähe befindliche und sehr viel berühmtere Sibylle von Cumae besucht, und sie hatte mich nicht im Geringsten beeindruckt.

»Aber meine Liebe«, wandte ich ein, »wir haben in Rom doch selber einen ausgezeichneten Mundus.«

»Aber das ist doch etwas völlig anderes!«, stellte sie klar. »Unser Mundus gewährt uns vielleicht Zugang zu den Schatten unserer Verstorbenen in der Unterwelt. Aber ein Orakel gibt es bei uns nicht.«

»Und die Toten wissen auf alles eine Antwort«, fügte unser Gastgeber hinzu.

Ich wusste, dass mir nichts anderes übrig blieb, als diesem Wunder einen Besuch abzustatten. Warum die Menschen den Toten eine derartige Allwissenheit zuschreiben, habe ich noch nie verstanden. Zu Lebzeiten hat auf ihren Sachverstand niemand große Stücke gegeben, und an eine post-mortale Weiterentwicklung glaube ich nicht. Selbst wenn sie mit uns in Verbindung treten wollten – warum sollten wir erwarten, dass sie die Wahrheit sagen? Die meisten Menschen sind zeit ihres Lebens Lügner, warum sollten sie nach ihrem Tod plötzlich keine mehr sein? Die Leute haben einfach unrealistische Vorstellungen.

Also fand ich mich am folgenden Morgen in einer voluminösen Sänfte wieder, unterwegs zu dem Orakel. Neben mir saßen meine Frau und Plotius, außerdem Julias Cousine, die ebenfalls Julia hieß, mit Spitznamen jedoch Circe genannt wurde, und schließlich Antonia, eine Schwester des Marcus Antonius, und zwar des berühmten Marcus Anto-

nius, des ergebenen Anhängers Caesars und zukünftigem Magister equitum und Triumviren. In einer weiteren Sänfte folgten uns einige weitere Männer meines Gefolges: mein Freigelassener Hermes, ein Verwandter namens Marcus Caecilius Metellus und einige andere, deren Namen mir leider entfallen sind. Als Praetor und Inhaber des Imperiums reiste ich in jenen Tagen mit einem stattlichen Gefolge und einer ganzen Schar von Bediensteten. Da es ein Tag war, an dem offizielle Amtshandlungen verboten waren, hatte ich meine Likatoren bei der Villa zurückgelassen.

Es war ein angenehmer Ausflug, wie es überhaupt immer angenehm ist im ländlichen Campania – es ist einer der schönsten Landstriche Italias. Einst wurde es von einem Haufen Campaner, Samniten, Griechen und ähnlicher Völkerschaften beherrscht, doch dann eroberten wir es, besiedelten es mit guten, zuverlässigen römischen Bürgern und wiesen den Ureinwohnern den ihnen gemäßen Platz zu. Schließlich erreichten wir einen an der wunderschönen Küste gelegenen Tempel, von dem aus man einen herrlichen Blick auf das Meer und die im Hintergrund liegende Insel Capreae hatte. Genau im Moment unserer Ankunft stach von dem nahe gelegenen Kriegshafen eine Flotte Galeeren in See und bewegte sich übers Wasser wie eine Schar Meeres-Tausendfüßler, was die malerische Szenerie noch unterstrich. Es sah aus wie ein lebendig gewordenes Fresko.

Während wir unseren luxuriösen Transportmitteln entstiegen, stießen die Frauen die üblichen Laute des Entzückens aus. Ich sah mich um und betrachtete den Tempel. Selbst für das südliche Campania, wo jede Menge obskure Götter verehrt werden, war es ein recht eigentümlicher Tempel. Er war erst vor kurzem im Sinne des traditionellen griechischen Geschmacks renoviert worden, und zwar im dorischen Stil, der die meisten griechischen Tempel Italias

auszeichnete. Doch ich erkannte, dass er deutlich älter war und auf einem Grundriss beruhte, den ich bisher nur bei einigen sehr alten Ruinen gesehen hatte, von denen die meisten sich auf dem einstigen Territorium der Marser befanden.

Noch eigenartiger als der Tempel waren die Priester, die uns erwarteten. Oben auf der Treppe standen sechs Männer in weißen Gewändern. Sie trugen Lorbeerkränze und waren auf den ersten Blick als traditionsbewusste Verehrer des Apollo zu erkennen. Doch am Fuß der Treppe standen sechs weitere Priester. Drei Männer und drei Frauen in schwarzen Gewändern. Sie hatten sich mit Kränzen aus Moorlilien geschmückt, einer Pflanze, die vor allem bei Begräbnissen Verwendung findet; die Priesterinnen hielten schwarze Hunde an kurzen Leinen.

»Gibt es hier einen oder zwei Tempel?«, fragte ich an Plotius gewandt.

»Zwei«, erwiderte er. »Der obere Tempel ist Apollo geweiht, wie du unschwer erkennen kannst. Die Höhle, in der sich das Orakel der Toten befindet, liegt direkt darunter.«

»Die Priester am Fuß der Treppe sehen aus wie Priester der Hekate«, stellte Circe fest. »Die Moorlilie ist ihre heilige Pflanze.«

»Und die schwarzen Hunde sind ihre heiligen Tiere«, fügte Antonia hinzu. Wie die meisten Römerinnen der gehobenen Kreise wussten sie viel zu viel über fremde Kulte, vor allem über die eher anrühigen. Ursprünglich ist Hekate eine thrakische Göttin, allerdings erfreute sie sich im südlichen Italia schon immer einer großen Verehrung.

»Wie passend«, warf Julia ein.« »Sowohl Odysseus als auch Aeneas riefen Hekate an, bevor sie die Unterwelt betraten.« Sie wandte sich mir zu. »Und Aeneas war immerhin ein Vorfahre meiner Familie.« Julia verblüffte mich immer wieder.

Plotius stellte uns einander vor. Der hohe Apollopriester hieß Eugaeon, die Namen der anderen habe ich vergessen. Sie zogen die übliche Begrüßungszeremonie endlos in die Länge und hießen mich überschwänglich willkommen, da ich ein römischer Praetor war. Die ganze Zeit über ignorierten sie ihre Priesterkollegen in den schwarzen Gewändern völlig. Es war, als ob sie gar nicht da wären. Bereit, mich auf jeglichen lokalen Brauch einzulassen, verkniff ich mir jede Nachfrage zu diesem seltsamen Verhalten.

Schließlich zeigten sie uns den Tempel. Wie erwartet offenbarte das Innere ein viel höheres Alter, als das Äußere mit der weißen Marmorverkleidung und den neuen dorischen Säulen vermuten ließ. Trotz des weißen Anstrichs, der offenbar ältere Malereien und Meißelarbeiten übertünchte, war es in dem Tempel sehr dunkel. Die Apollostatue war recht ansehnlich, wirkte aber in dieser düsteren Umgebung irgendwie deplatziert. Es war eine jener seltenen Darstellungen, die den Gott als Schützen zeigte, mit einem Bogen in der Hand und einem Köcher voller Pfeile an seinem Oberschenkel. Es war ein Bildnis des Apollo als Rächer. Mit Sicherheit hatte auf der Plinthe früher einmal eines dieser alten Terrakotta-Bildnisse gestanden oder vielleicht auch eines aus Holz. Bevor die Griechen mit ihren anmutigen Gottheiten gekommen waren, hatten die Bewohner dieser Gegend jahrhundertlang primitive italische Götter verehrt.

Wir verließen den Tempel wieder und wurden an die andere Priestergruppe weitergereicht, um uns dem eigentlichen Anlass unseres Besuchs zuzuwenden. Sie standen immer noch genauso da wie bei unserer Ankunft. Zu meiner Überraschung richtete als Erste eine der Frauen das Wort an uns.

»Ist der Praetor auf der Suche nach Weisheit?«, fragte sie merkwürdigerweise.

»Damit bin ich eigentlich schon ganz gut ausgestattet«, erwiderte ich. Julia verpasste mir mit dem Ellbogen einen Stoß in die Rippen. »Aber Weisheit kann man bekanntlich nie genug haben.«

»Praetor«, meldete sich Plotius zu Wort, »darf ich vorstellen: Iola, die hohe Priesterin des Orakels.«

»Das Orakel ist die Quelle allen Wissens«, sagte Iola mit jener überheblich anmaßenden Selbstgewissheit, die allen religiösen Scharlatanen zu Eigen ist.

»Das nehmen andere auch für sich in Anspruch«, wandte ich ein. »Die Sibyllinischen Bücher, alle möglichen Prophe-
ten ...« Ein weiterer Rippenstoß von Julia.

»Alles Betrug«, wiegelte Iola ab.

»Wie das?«, hakte ich nach.

»Sie behaupten, im Namen irgendwelcher Götter zu sprechen. Unser Orakel steht mit den Toten in Verbindung. Hast du je einen Gott persönlich kennen gelernt?«

»Nein, sie sind mir bisher nur in meinen Träumen erschienen«, räumte ich ein.

»Aber ich wette, dass du jede Menge Menschen kanntest, die jetzt tot sind.«

»Hm, von der Seite habe ich die Sache noch nie betrachtet«, entgegnete ich, wie immer etwas verwirrt, wenn irgendein Schwachkopf mir mit nachvollziehbarer Logik kam.

Sie nickte. »Siehst du. Komm mit!« Sie drehte sich um und führte uns in Begleitung der anderen Priester und der Hunde um den Tempel herum zu dessen Rückseite.

»Warum ist der Eingang auf der Rückseite des Tempels?«, wollte ich wissen.

»Weil er so dem Sonnenaufgang zugewandt ist«, erklärte die Priesterin. »Am Tag der Sommersonnenwende fällt das Sonnenlicht beim Aufgang genau in die Türöffnung und scheint hinab in den Tunnel.«

»Das muss ein beeindruckendes Schauspiel sein«, sagte ich. Die römische Religion misst den Sonnenwenden und den Äquinoktien keine allzu große Bedeutung bei. Vielleicht hat es damit zu tun, dass diese Tage vor Caesars Kalenderreform so schwer zu bestimmen waren.

Hinter dem Tempel fiel das Gelände etwas ab, so dass der Eingang zur Höhle sich in der Mitte eines kleinen Abhangs befand. Drum herum war alles mit Pflanzen überwuchert, die man normalerweise mit Tod, Beerdigung und Gräbern in Verbindung bringt: Moorlilien, Schierling, Myrrhe, Hartriegel und Zedern und andere, ähnliche Assoziationen hervorrufende Pflanzen.

»Dieser Ort muss von einem ziemlich trübsinnigen Gärtner bepflanzt worden sein«, sagte ich.

»Hier hat niemand irgendetwas angepflanzt, Praetor«, stellte Iola klar. »Alles ist, wie es immer war. Das Wachstum hier gehorcht den Göttern, denen wir dienen.«

»Sei nicht so skeptisch, Liebster«, wies mich meine allzeit hilfreiche Frau zurecht.

Der Eingang war kleiner, als ich erwartet hatte, eine hohe, schmale Öffnung, die mit Steinen verkleidet war, welche in der gleichen antiquierten Weise bearbeitet und mit ähnlichen uralten Figuren und Mustern verziert waren, wie ich sie oben übertüncht in dem Tempel gesehen hatte. Die Steine waren stark verwittert und befleckt und zeigten keinerlei Inschrift in irgendeiner Sprache. Sie sahen älter aus als der Lapis Niger, und ich vermutete, dass sie aus einer Zeit stammten, als in Italia noch keine Schrift existierte. Zum ersten Mal zog ich ernsthaft in Erwägung, dass dieses Heiligtum womöglich tatsächlich auf die Ureinwohner zurückging. Unmittelbar vor dem Eingang stand anstelle des üblichen Opferaltars ein großer Steintisch voller kultischer Objekte: Moorlilienkränze, kleine Thyrsi aus Hartriegel-

zweigen, Amulette mit der Darstellung eines dreiköpfigen Frauengesichts, Mützen aus Hundefell und so weiter. Am Rand stand ein Tablett mit Bechern und einem Krug, alles aus Holz geschnitzt und vom Alter dunkel verfärbt.

»Zuerst müsst ihr gereinigt werden und euch zu eurem Schutz den apotropäischen Riten unterziehen«, sagte Iola. Die Prozedur umfasste endlose Sprechgesänge, eine Ausräucherung mit Weihrauch, das Bespritzen mit Wasser aus einer heiligen Quelle, anschließend weitere Sprechgesänge und als Höhepunkt die Opferung eines schwarzen Hundes. Iola brach von einer der Zedern einen Zweig ab, tauchte ihn in das Hundeblood und beschmierte mit dem Blut unsere Stirnen, Hände und Füße.

Die Prozedur war sehr konventionell. Ich hatte mir das Ganze eigentlich etwas exotischer erhofft.

Iola nahm den Krug und füllte die Becher. Wie nahezu alles in der näheren Umgebung des Heiligtums war die Flüssigkeit schwarz. Ich wusste sofort, dass sie von uns erwartete, das Zeug zu trinken. Und ich hatte Recht. Sie reichte jedem einen Becher und sah uns auffordernd an. Julia und die anderen Frauen kippten das Gebräu todesmutig herunter, als ob sie noch nie von Sokrates gehört hätten. Ich hingegen musterte meinen Becher argwöhnisch, während die Männer meines Gefolges mich mit Argusaugen beobachteten.

Eine Weile spielte ich mit dem Gedanken, den Becher einfach wegzuwerfen und auf der Stelle zu unserer Villa zurückzukehren. Aber, so überlegte ich, was sich hier abspielte, war nichts weiter als irgendein religiöses Affentheater und bestimmt keine Verschwörung mit dem Ziel, uns alle zu töten. Wen man schröpfen will, bringt man nicht um. Also schluckte ich angewidert das abscheuliche Gebräu herunter, und die anderen taten es mir nach. Erwartungsge-

mäß war es bitter, und ich war ziemlich sicher, zwischen all den Zutaten Wermutöl herauszuschmecken.

Wir wurden mit Blättern behängt und bekränzt und bekamen Amulette umgehängt. Zum Glück wurden lediglich die Freigelassenen angewiesen, die Hundefellmützen aufzusetzen, was sie nur widerwillig akzeptierten. Vor allem Hermes sträubte sich sichtlich. Seitdem ich ihn freigelassen hatte, war er etwas arrogant geworden, deshalb tat ihm diese kleine Demütigung vielleicht ganz gut.

Einer der immer noch schweigenden Priester oder Priesteranwärter, oder was auch immer sie waren, brachte eine brennende Fackel, woraufhin die anderen ebenfalls kleine Fackeln hervorzogen und sie an der brennenden Fackel entzündeten. Die Flammen züngelten leicht grünlich, ein beeindruckender Effekt, den ich aber kannte: bestimmte Kupferpräparate erzeugen zusammen mit Brennholz und anderen brennbaren Substanzen grüne Flammen. Die schwarz gewandeten Priester gingen nacheinander durch den Höhleneingang, und wir folgten ihnen.

Mein erster Eindruck war enttäuschend. Vor allem war es gar keine natürliche Höhle, sondern ein von Menschen gebauter Tunnel. Die Decke war so niedrig, dass die größeren Männer meines Gefolges die Köpfe einziehen mussten. Und der Gang war so schmal, dass sie mit den Schultern an den Wänden entlangschabten. Die Enge war ziemlich bedrückend, doch wie ich dem Gekicher hinter mir entnahm, schienen die jüngeren Männer und Frauen ihr durchaus etwas abgewinnen zu können. Möglicherweise trug der Rauch der Fackeln zu der ausgelassenen Stimmung der jungen Leute bei. Denn neben dem scharfen Kupfergeruch erkannte ich auch den Duft brennenden Hanfes. Ich hatte damit schon einmal in Ägypten Bekanntschaft gemacht, und Hanf ist bekannt für seine enthemmende Wirkung.

Doch die alles verschluckende Finsternis zeigte ihre Wirkung, und das Gekicher verstummte bald. Alle paar Schritte waren kleine Nischen in die Wand gehauen, in denen jeweils die Flamme einer kleinen Lampe brannte. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und in dem schwachen Licht der Lampen und Fackeln erkannte ich an den Wänden die Spuren von Werkzeugen. Jeder Fuß dieses Tunnels war aus dem massiven Fels herausgehauen worden, und je weiter wir den abfallenden Schacht hinabstiegen, desto beeindruckter war ich, wie viel Zeit und Arbeit das Vordringen dieses Tunnels gekostet haben musste. Angesichts der Enge konnte immer nur ein einzelner Mann den Fels bearbeiten haben, allenfalls zwei, wenn einer in der Hocke gearbeitet und der andere sich im Stehen über ihn gebeugt hatte. Doch wie auch immer – es war in jedem Fall eine äußerst ungewöhnliche Methode, einen Tunnel in die Tiefe zu treiben. Ein kleiner Trupp Minenarbeiter hätte in viel kürzerer Zeit einen deutlich breiteren Tunnel bauen können.

Nun gut. Dieser Tunnel war eben schmal, aber er war mit größter Sorgfalt aus dem Fels geschlagen worden. Die Wände waren absolut senkrecht, der Boden wies keinerlei Unebenheiten auf und fiel gleichmäßig ab. Die Decke wirkte irgendwie geheimnisvoll; die Fackeln hatten sie im Laufe der Jahrhunderte mit einer dicken Rußschicht überzogen. Der ganze Tunnel wirkte eher, als wäre er von Ägyptern gebaut worden als von Italiern. Was natürlich nicht heißen soll, dass wir nicht auch etwas von Steinbearbeitung verstünden, wie zum Beispiel das wunderbare Mauerwerk unserer Cloaca Maxima beweist, die zu einer Zeit errichtet wurde, als in Rom noch Könige herrschten, und die noch immer in absolut einwandfreiem Zustand ist, so wie zur Zeit ihrer Erbauung. Für unsere Straßen und Aquädukte tragen wir ganze Hügel ab und treiben Tunnel durch Berge,

aber diese Projekte sind sorgfältig geplant und dienen immer einem praktischen Zweck: der Erleichterung des Transports, der Herbeiführung von Wasser oder dem Abfluss von Abwasser aus der Stadt.

Dieser Tunnel in die Unterwelt war etwas grundlegend anderes. Er war ein unheimliches Werk, denn er war mit einem immensen Aufwand an Zeit und Arbeit gebaut worden und das einzig und allein zu okkulten Zwecken. Meine Stimmung schien die anderen anzustecken. Bis auf ein gelegentliches Schaudern oder Keuchen waren auf einmal alle sehr still. Ich weiß nicht, ob es an dem mit Hanf durchsetzten Rauch lag, an dem merkwürdigen Gebräu oder an der einlullenden Monotonie der priesterlichen Sprechgesänge, aber wir sahen und hörten plötzlich irgendwelche Dinge (ich fragte anschließend jeden Einzelnen und erhielt die Bestätigung, dass wir alle das Gleiche erlebt hatten). Farbige Lichtstrahlen zuckten zwischen uns hin und her, und wir hörten auf einmal flüsternde Stimmen. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten, aber sie hatten diese magische Wirkung zufällig aufgeschnappter, aber nicht wirklich verständlicher Unterhaltungen, von denen man sich wünscht, die Belauschten würden ein bisschen lauter sprechen, damit man sie besser versteht.

Die Frauen hatten entsetzliche Angst, sogar Julia. Wir Männer bewahrten unsere unerschütterliche römische Fassade stoischer Ungerührtheit, um zu verbergen, wie aufgewühlt wir in Wahrheit waren. Aber um es ganz klar zu sagen: Wir hatten alle Angst. Den Gefahren kriegerischer Schlachten und politischer Kämpfe, all den Schrecken der bekannten natürlichen Welt kann man mit physischer Kraft, Tapferkeit und Einfallsreichtum begegnen, doch was soll ein sterblicher Mann im Angesicht des Übernatürlichen ausrichten?

Natürlich glaubte ich nicht wirklich, dass diese Leute uns in die Unterwelt führen und mit den Toten kommunizieren konnten, aber in der passenden Umgebung sind derartige Gefühle des Grauens nur allzu leicht zu erzeugen, und der Tunnel bot dafür eine geradezu perfekte Kulisse. Gleich den flackernden Lampen blitzten in meinem Kopf Gedanken auf, Gedanken an geschickt manipulierte Spiegel und verborgene Löcher, die die Stimmen flüsternder Komplizen zu uns trugen. Im Museion von Alexandria hatte ich etliche Wunder gesehen; allesamt waren sie ganz offen von Philosophen bewerkstelligt worden, die keinerlei Rückgriff auf irgendwelche übernatürlichen Kräfte genommen hatten, allerdings hatte ich diese Wunder dort nicht inmitten einer so düsteren Umgebung bestaunt.

Der Tunnel führte immer weiter hinab. Vielleicht hatte die Wirkung des Rauchs und des Getränks unseren Zeitsinn und unser Gefühl für Entfernungen verwirrt. Manchmal schienen die Flammen der Fackeln ganz weit vor uns zu sein, und jedes gesprochene Wort und die Sprechgesänge schienen endlos widerzuhallen. Wie immer, wenn ich mich unter die Erde begab, hatte ich das Gefühl, dass das Erdreich und die Steine über mir mich hinabdrückten, und ich musste meinen Atem zügeln, um nicht in Panik auszubrechen, was sich für einen Praetor ganz und gar nicht geziemte.

Als ich gerade dachte, dass die Tortur schier unerträglich sei, wurde die Luft auf einmal feucht und roch leicht nach schwefelhaltigem Wasser. Der Tunnel wurde etwas breiter und teilte sich, ein Abzweig führte weiter nach unten, einer nach oben. Wir kamen in einen Raum, der für ein richtiges Heiligtum unangemessen klein war, aber nach der erstickenden Enge des Tunnels war es beinahe, als träte man hinaus an die frische Luft, auch wenn es nach wie vor düster war und die Luft erfüllt von Rauch und Dunst.

In der Mitte des Raums stand ein Altar, der mit trockenem Laub geschmückt war und auf dem sich unzählige Knochen türmten. Um den Altar herum lagen auf dem Boden weitere Knochen verstreut. Einige stammten eindeutig von Menschen, unter anderem auch von Kindern. Julia und Circe wandten sich entsetzt ab, nur Antonia starrte die grausige Ansammlung fasziniert an. Sie war genauso verückt wie der Rest ihrer Familie.

»Hier ehren wir die Schatten der Toten«, verkündete Iola. »Und natürlich ihre Königin, Hekate.« Bei diesen Worten ging einer der Priester in den hinteren Bereich des Raums und stieß seine Fackel in eine Schale, die Zweige und trockenes Gestrüpp enthielt. Die Flammen schlugen hoch und offenbarten ein Bildnis der Göttin, das direkt in die dahinter liegende Wand gemeißelt war. Obwohl es sich nur um eine archaische Meißelarbeit handelte, holten die Frauen hörbar Luft. Die Darstellung zeigte die Göttin mit ihren angeleinten Hunden und drei verschiedenen Gesichtern, auf der einen Seite das einer jungen Frau, auf der anderen Seite das eines alten Weibes und in der Mitte das einer reifen Matrone. Die Darstellung war so primitiv, dass sie aus einer Zeit stammen musste, in der die hiesigen Bewohner noch keine Bekanntschaft mit griechischer Bildhauerei gemacht hatten.

Der Priester, wenn es denn wirklich einer war, warf eine Hand voll Weihrauch ins Feuer, und wir wurden von duftendem Rauch eingehüllt. Iola deklamierte etwas, das sich wie ein Gebet in irgendeiner unverständlichen Sprache anhörte, auch wenn ich ein oder zwei marsische Worte aufzuschnappen meinte.

Circe schnappte nach Luft. »Die Göttin hat sich bewegt!«

»Es ist nur das flackernde Licht«, murmelte ich. Julia wandte sich zu mir um und funkelte mich wütend an.

»Die Göttin gewährt uns die Erlaubnis, uns dem Styx zu nähern; wir dürfen sie anrufen und ihr Fragen stellen«, verkündete Iola schließlich feierlich.

Dem Styx?, dachte ich. Wir hatten zwar einen weiten Weg zurückgelegt, aber so weit waren wir nun doch nicht gegangen.

Iola geleitete uns zu einem Seitengang, der noch einmal ein kurzes Stück hinabführte. Der Geruch nach schwefelhaltigem Wasser wurde intensiver und der Dunst noch dichter. Diesmal begleiteten uns die anderen Priester nicht. Plötzlich hörte man das Rauschen fließenden Wassers, und selbst meine versierte Abgebrühtheit und Skepsis ließen mich im Stich. Wir steuerten auf den Styx zu, und ich war eigentlich noch nicht bereit, ihn zu überqueren. Ich hatte nicht einmal eine Münze für den Fährmann unter der Zunge.

Schließlich kamen wir in eine Kammer voller Dampf, und direkt vor uns schoss ein reißender Wasserstrom vorbei, der im wahrsten Sinne des Wortes kochte, als wäre er unmittelbar vor dem Eintritt in diese Kammer durch den Glutofen des Vulcanus geflossen. Durch den dichten Nebel hindurch war die andere Seite des Flusses nicht zu erkennen, doch ich hatte den Eindruck, dass er nicht besonders breit war, was mich ein wenig erleichterte. Ich hatte immer gehört, dass der Styx ein breiter, gemächlich dahinfließender schwarzer Strom sei. Aber auch wenn dies nicht der Styx sein sollte, so war es doch auf jeden Fall etwas sehr Unheimliches.

Fast alle meine Begleiter schienen offenbar überzeugt, dass sie an dem Fluss standen, bei dem die Götter ihre unverbrüchlichen Eide schworen, aber ihr Verstand funktionierte anders als meiner. Mich verwirrte etwas ganz anderes, etwas, das mir mindestens ebenso unerklärlich er-

schien wie jede übernatürliche Erscheinung. Irgendjemand hatte diesen Tunnel vor langer, langer Zeit direkt hier herunter zu diesem unterirdischen Fluss getrieben, und zwar mit absoluter Gewissheit und ohne zu schwanken oder zu zweifeln, wo es langgehen musste. Ich hatte in dem gesamten Tunnel keinen einzigen Seitenschacht oder irgendwelche Erkundungsgrabungen gesehen, wie man sie in der Regel immer findet, wenn Minenarbeiter nach metallhaltigem Erz suchen. Wer immer den Tunnel gegraben hatte, er hatte genau gewusst, wie er verlaufen musste, und er hatte ihn so angelegt, dass der Eingang am Tag der Sommersonnenwende von der aufgehenden Sonne beschienen wurde.

Alle zuckten zusammen, als sich aus dem Fluss eine heisere, krächzende Stimme erhob.

»Wer sucht die Weisheit des Orakels?« Ich hatte schon Raben mit wohlklingenderen Stimmen gehört.

»Ein römischer Praetor«, antwortete Iola.

»Komm näher!«

»Wie bitte?«, entgegnete ich. »Ich bin doch schon da.«

»Praetor«, sagte Iola, »du musst das Wasser berühren.«

»Aber es kocht!«, wandte ich ein.

»Weisheit hat ihren Preis«, informierte sie mich.

»Geh schon!«, drängte meine reizende Frau. »Stell dich nicht so an.« Hinter mir wurde gekichert. Zweifellos meine loyale Gefolgschaft.

Also ging ich wider besseres Wissen ans Ufer, bis ich mit den Zehenspitzen soeben das Wasser berührte. Zu meiner Überraschung war es trotz der brodelnden Strudel und schäumenden Blasen zwar recht warm, aber nicht kochend heiß. Beruhigt ging ich weiter, bis ich knöcheltief im Wasser stand. Der Grund war aus glattem Fels, es gab keine Spur von Sand oder Kies.

»Was wünscht der Praetor zu wissen?«, krächzte die Göttin oder wer oder was auch immer es war.

Am besten frage ich etwas Bedeutungsschweres, dachte ich. »Wie geht der gegenwärtige Streit zwischen Caesar und dem Senat aus?« Das war die große Frage, die jedermann beschäftigte, und zugleich eine Quelle weit verbreiteter Furcht.

»Caesar ist zum Scheitern verdammt«, erwiderte Hekate unverblümt.

»Das ist klar und deutlich«, stellte ich fest. »Nicht wie das Gebrabbel von diesem alten Weib in Cumae, das nur irgendwelches Kauderwelsch stammelt.«

»Decius!«, zischte Julia. Sie schalt mich der Respektlosigkeit, keine Frage.

»Also wird der Senat gewinnen, und der Bestand unserer republikanischen Institutionen ist gesichert?«

»Der Senat ist zum Scheitern verdammt.«

»Wie können beide zum Scheitern verdammt sein? Wer wird denn letzten Endes siegen?«

»Caesar wird siegreich sein und viele, viele Jahre herrschen.«

»Ich nehme alles zurück. Sie redet doch Kauderwelsch. Wie kann Caesar jahrelang herrschen und gleichzeitig zum Scheitern verdammt sein?«

»Praetor«, mischte Iola sich ein. »Du hast drei Fragen gestellt, und sie sind alle beantwortet worden. Mehr als drei Fragen sind nicht erlaubt.«

»Was? Das hast du mir nicht gesagt, bevor wir hier hinabgestiegen sind.«

»Egal. Es ist ein uralter Brauch. Drei Fragen, und keine einzige mehr.«

Ich fühlte mich betrogen, ohne genau zu wissen, warum. Weitere Fragen hätten nur zu weiteren unsinnigen Antworten

ten geführt. Ich verließ das Wasser und gesellte mich wieder zu meinen Begleitern. Hermes reichte mir eine Karaffe, und ich genehmigte mir einen ordentlichen Schluck guten Falerner.

»Verehrte Priesterin Iola«, meldete sich Julia zu Wort. »Darf ich mich auch der Göttin nähern?« Ich unterdrückte ein Aufstöhnen. Mit mir redete sie nie so respektvoll.

»Gerne.«

Julia ging ins Wasser, und mir graute vor dem, was passieren würde. Zweifellos würde sie die Göttin vor allen diesen Leuten nach einer Heilungsmöglichkeit für ihre Unfruchtbarkeit fragen. Doch zu meiner Überraschung und in gewisser Hinsicht auch zu meiner Erleichterung stieß sie nur einen ohrenbetäubenden Schrei aus.

»Julia!«, wies ich sie zurecht. »So heiß ist das Wasser nun auch wieder nicht.«

Doch sie zeigte auf etwas, das ein paar Fuß vor ihr im Wasser lag. Mein zunehmend spärlicher werdendes Haar stand mir zu Berge, als ich sah, dass dort etwas an der Oberfläche trieb. Ich stürzte zu Julia und zog sie aus dem Wasser. Inzwischen schrien auch einige andere Frauen. Und wenn ich mich recht erinnere, konnten auch ein paar der Männer nicht an sich halten.

»Was ist das?«, fragte Iola, während sie angestrengt aufs Wasser starrte.

»In diesem Wasser existiert bestimmt kein Lebewesen!«, rief Antonia und eilte ans Ufer, um besser sehen zu können.

»Da hast du Recht«, entgegnete ich. »Es ist in der Tat nichts Lebendiges. Es ist ziemlich tot, um genau zu sein.« In diesem Moment sah ich, dass es eine mit einem weißen Gewand bekleidete Leiche war, die mit dem Gesicht nach unten auf dem Wasser trieb. »Iola, weise deine Sklaven an, diese unglückselige Person aus dem Wasser zu holen.«

Sie zischte ihre Befehle, woraufhin zwei schwarz gewandete Sklaven ins Wasser wateten, die Leiche an Land zogen und auf den Rücken legten. Ich verlangte nach Fackeln, und sofort wurden zwei über das blutleere Gesicht des Toten gehalten.

»Na, wenn das nicht der Apollopriester Eugaeon ist!«, stellte ich fest.

»Wie ist das bloß möglich?« Iola war entsetzt. »Wie kann der Priester in den heiligen Fluss gekommen sein?«

»Mich würde eher interessieren, ob er freiwillig oder unfreiwillig in dem Fluss gelandet ist«, sagte ich.

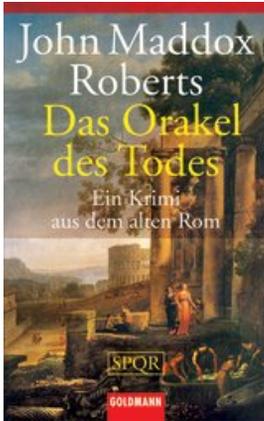
Sextus Plotius drängte sich vor und starrte die Leiche an. Er war kreidebleich. »Praetor, mir ist das ein Rätsel. Der einzige Zugang zu dem Fluss ist der Tunnel, durch den wir gekommen sind.«

»Bestimmt tritt er irgendwo in der Nähe des Tempels an die Oberfläche. Und zwar von hier aus gesehen stromaufwärts.« Ich schaute ihn fragend an.

Er schüttelte den Kopf. »In der Nähe des Tempels gibt es kein fließendes Gewässer. In Campania gibt es zwar jede Menge heiße Quellen, aber die nächste befindet sich zehn Meilen von hier. Selbst wenn eine von ihnen unterirdisch weiterfließen und in dieser Kammer münden sollte, kann Eugaeon unmöglich dorthin gegangen, hineingesprungen und hier wieder aufgetaucht sein. Schließlich ist es noch keine Stunde her, dass wir ihn das letzte Mal gesehen haben.«

»Vielleicht hat er sich unbemerkt heruntergeschlichen, während wir uns oben den Riten unterzogen haben«, schlug Hermes vor.

»Red keinen Unsinn!« Iola war aufgebracht. »Die heiligen schwarzen Hunde der Hekate würden es niemals zulassen, dass sich ein Apollopriester dem heiligen Bezirk nähert. Der bloße Geruch macht sie wild.«



John Maddox Roberts

SPQR. Das Orakel des Todes

Ein Krimi aus dem alten Rom

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-45685-7

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2005

49 v. Chr., am Golf von Neapel. Eigentlich sollte es ein amüsanter Ausflug werden. Doch der Abstieg unter die Erde zum berühmten Totenorakel von Baiæ gerät zu einer makabren Besichtigungstour: Denn dort schwimmt in einem unterirdischen Fluss die Leiche eines Apollo-Priesters. Die Bewohner der Gegend halten das für eine Strafe der Götter, doch Decius Caecilius Metellus glaubt an profanere Motive. Nur hat er nicht viel Zeit, den Mord aufzuklären – Caesar steht im Begriff, mit seinen Truppen den Rubikon zu überschreiten und gegen Rom zu ziehen ...